

Fernseh-Sucht

Ein Beitrag zur Geschichte der Medienkritik¹

"TV is' ne Droge!" Selbst Punk-Diva Nina Hagen stimmte in den Klagechor über das Fernsehen ein, der Ende der 1970er Jahre gewaltig anschwell.² Wie kam es zu dieser fundamentalen Medienkritik, welche offenen und verdeckten Mechanismen waren wirksam, welche Schlüsse lassen sich ziehen?

1. Ausbreitung des Fernsehens in der Bundesrepublik

Eine der Folgen des Zweiten Weltkriegs war es, daß die USA zum Schrittmacher der TV-Kultur wurde.³ Als letztes der großen Industrieländer fand die Bundesrepublik Anschluß (Schildt 1995; Schorb 1993): 1952 wurde der regelmäßige Programmbetrieb (wieder) aufgenommen; nach dem Vorbild der BBC oblag er öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten⁴, was Staatsferne und "gehobene" Qualität sicherstellen sollte. Mit dem "Wirtschaftswunder" stieg die Zahl der Fernseh-Haushalte rasant an: Anfang 1955 waren 84.000 Geräte in der Bundesrepublik angemeldet, drei Jahre später 1,2 Millionen, 1961 4,6 Millionen. Seit den 70er Jahren herrschte praktisch "Vollversorgung" (und zwar in beiden deutschen Staaten). Waren bis dahin "Frankenfeld" und "Stahlnetz" noch Anlaß, mit einer Flasche Liebfrauenmilch den Nachbarn zu besuchen, so saß nun jede Familie für sich vor der "Glotze". Im letzten Jahrzehnt sorgte dann

-
- 1 Überarbeiteter Vortrag gehalten in der Ev. Akademie Hofgeismar.
 - 2 "TV-Glotzer" by M. Eavens/W. Spooner/R. Steen/N. Hagen (1978); einflußreich zum Thema: Hal Ashbys großartiger Film "Willkommen Mr. Chance" (1979).
 - 3 Seit 1926 strahlte die Reichspost Versuchssendungen aus, seit 1935, kurz vor den Engländern, ein regelmäßiges Programm: Goebbels plante, den "Volksfernseher" zum Massenmedium auszubauen, doch waren dann bei Kriegsbeginn ganze 400 Geräte in Betrieb - in Großbritannien bereits über 20.000. In den USA wurde erst 1941 mit regelmäßigen Sendungen begonnen.
 - 4 Ab 1953/54 dem "Deutschen Fernsehen" der ARD; in der DDR startete 1955 der staatliche "Deutsche Fernsehfunk".

2/

gertum, das ja die ersten Käufer stellte. Vielmehr griff man dankbar die gegen-
teilige Position auf⁸, nach der das Fernsehen die traditionellen Werte Familie
und Bildung, sogar den ganz neuen Wert Demokratie stärke: die Familie sei
nun in trauter Gemeinsamkeit vor dem Bildschirm versammelt, und die Mög-
lichkeiten, die das Fernsehen für die politische, kulturelle und berufliche Bil-
dung biete, seien schier grenzenlos. Daß vor allem Unterhaltungssendungen
gefragt waren - was schon die Nazis wußten -, tat dem positiven Image des
"amerikanischen" Mediums keinen Abbruch.

In der Tat holte das Fernsehen die Männer von den Stammtischen und die
Jugendlichen von den Klappsitzen der Kinos zurück an den heimischen Herd
(man hat die flackernde Bildröhre denn auch mit dem Herdfeuer der Altvordern
verglichen), und es hat zweifellos seinen Teil zur politischen Bildung und Hori-
zontenerweiterung in der provinziell-vermufften Bundesrepublik beigetragen⁹, so
durch die seit 1956 täglich ausgestrahlte "Tagesschau". Keinen Anlaß zur Sorge
bot mithin auch der extensive Gebrauch der "Flimmerkiste". Wahrscheinlich
wurde sie von ihren stolzen Besitzern kaum seltener angeschaltet als heute; in
Relation zur beschränkten Freizeit (und erst recht zur Sendedauer) sogar deut-
lich häufiger. Durchschnittlich lief sie gut zwei Stunden am Tag.¹⁰ Populäre
Sendungen wie der Serie "Schölermanns" konnten Sehbeteiligungen über 90%
erreichen; an Sonntagen verfolgten fast 10% das gesamte, ca. siebenstündige
Programm - solche Zahlen vermochten die Freude darüber, daß nun auch
Deutschland auf dem Wege zur Fernsehnation war, nicht zu trüben.

Die überwiegend positive Bewertung des neuen Mediums hielt indes nicht
lange vor. Bereits Mitte der 50er Jahre hatten sich die Preise für Fernsehemp-
fänger halbiert; in Verbindung mit Ratenzahlung und steigenden Löhnen
konnte das "Pantoffelkino" zum Medium der Massen werden. 1958 wies die
Fernsehichte in Beamten-, Angestellten- und Facharbeiterhaushalten kaum
noch Unterschiede auf; lediglich Rentner und Bauern hinkten hinterher. Im Bil-
dungsbürgertum verstärkte sich die - verbale - Abneigung gegen die phanta-
sietötende "Flimmerkiste". Nicht länger der moderne Erfolgsmensch galt als
Prototyp des Fernsehzuschauers, sondern der dumpfe Prolet, im Unterhemd vor
der auf Pump gekauften Glotze hockend.¹¹

Die Ansicht, Fernsehen sei ein Medium, das voraussetzungslos dekodierbar
sei, wurde nun keineswegs als Sieg der Aufklärung bejubelt, sondern als "Ni-

8 Zum Dauerkonflikt zwischen "Apokalyptikern" und "Integrierten": Eco 1988.

9 In der DDR fungierte die ARD als Fenster zum Westen, das nur im östlichen Sachsen
("Tal der Ahnungslosen") verschlossen blieb: drei Viertel sahen die "Tagesschau".

10 Erwachsene; Kinder und Jugendliche ca. 1 Std. (zweite Hälfte der 50er Jahre): Schildt
1995, S. 280ff.

11 Noch 1967 indes weist eine Schichtungsskala im obersten Segment eine Fernseh-
ichte von 84%, im untersten von 54% aus (Schorb 1993, S. 439).

vellierung" gezeißelt. Die Lordsiegelbewahrer der Literalität sahen ihre Methodik und Kompetenz der Weltauslegung erschüttert. Schon 1953 hatte ja Adorno moniert, Fernsehen - Inbegriff des "Amüsierbetriebs" der manipulativen "Kulturindustrie"¹² - berge "kein Geheimnis" mehr.¹³ In dem Maße, in dem es demokratisiert wurde, wuchs das Fernsehen in "die Rolle eines Todfeindes ... der intellektuellen Orthodoxie" (Hachmeister 1993, S. 842).¹⁴ Dem endlosen "Krisendiskurs"¹⁵ der Bürger über den Untergang des Bürgertums - und damit des Abendlandes, der Menschheit - bot der Siegeszug des "amerikanischen" Fernsehens in der Tat neue, reiche Nahrung.

Zweifellos tat sich ein Riß auf in der Ordnung der Dinge. Eine neue Realität entstand.¹⁶ Das Ende der Gutenberg-Galaxis, wenn auch von McLuhan 1962 vorschnell verkündet (denn die Evolution baut zumeist an), aber mußte heißen: Bürgerlichkeit wird untergehen - oder andere Formen entwickeln. Mit der Hegemonie der "Hochkultur", mit der Herrschaft der gelehrten "Mandarine" ging es jedenfalls bergab. Freilich ist keineswegs ein zentrumsloser Zustand, eine postmoderne Milieuagglomeration eingetreten. Vielmehr haben die durch Werte und Lebensstile vermittelten Positionskämpfe und Distinktionsspiele innerhalb der Vergesellschaftung "Bürgertum" an Facettenreichtum, vulgo Unübersichtlichkeit zugenommen - vor allem deshalb, weil Bürgerlichkeit sozial expandiert ist¹⁷; vormals elitäre Muster der Lebensführung - eben nicht einsinnig asketisch, sondern immer auch erlebnisorientiert - haben ein weites Terrain erobert. Die schnöde "Kulturindustrie" hat diesen Prozeß nicht aufgehalten, sie war ein Teil von ihm.

Daß die "Gebildeten", die das Fernsehen zunächst propagiert hatten, es längst verdammen, heißt keineswegs, daß sie es verschmähen würden (Schorb 1993, S. 440). Theorie und Praxis klaffen hier weit auseinander, was auf ein verbreitetes schlechtes Gewissen schließen läßt. Zwar korreliert die Nutzungsdauer negativ mit der formalen Bildung, doch sind die Differenzen nicht gra-

12 Hierzu Steinert 1992; allgemein Bourdieu 1992, besonders S. 756ff.

13 Zitiert nach Schildt 1995, S. 391.

14 Zugleich avancierte das zuvor als nivellierend gescholtene Radio zum hohen Kulturgut (ebd., S. 387f.).

15 Zur frühen BRD siehe Siegrist 1994 (hier: S. 572): Daneben gab es auch die "Optimisten"; während die Pessimisten eher einem Elitemodell von Bürgerlichkeit folgten (und folgen, wie Bockssänger Botho Strauß: TV sei der "umfassendste Totalitarismus der Geschichte"), propagierten die Optimisten eher ein Verallgemeinerungsmodell (so jubelte schon Daniel Boorstin: Fernsehen macht alle gleich).

16 Denn die Frage lautet: "Wie konstruieren Massenmedien Realität?" und nicht: "Wie verzerren [sie] die Realität?" (Luhmann 1996, S. 20; siehe auch Bolz 1993).

17 Siehe auch Siegrist 1994, S. 583 (zu v. Martin: 573 ff.).

vierend.¹⁸ Weit deutlicher sind die Unterschiede in der Bewertung: je höher die Bildung, desto stärker der Manipulationsverdacht.¹⁹

3. Krankheit Fernsehen

Die Tatsache, daß praktisch alle Kritiker/innen des "Verdummungsapparats" einen solchen benutzen, hat deren Kritik keineswegs verstummen lassen. Im Gegenteil, Ende der 70er Jahre setzte eine erneute Thematisierungskonjunktur ein, die bislang - wenn auch mit abnehmender Amplitude - nicht verebbt ist. Hierbei verbanden sich die bekannten Vorbehalte gegen die "neuen Medien" mit einer hoch modischen Idee, der Idee der "neuen Süchte": die schwindende Deutungsmacht intellektueller Orthodoxie hochkultureller Provenienz wurde ergänzt durch die - im sozialtherapeutischen "Selbstverwirklichungsmilieu" geborene - Medikalisierung des TV-Konsums. Aus dem Fernsehen, das die weite Welt ins Wohnzimmer bringt, wurde das Fernsehen als "Droge im Wohnzimmer".

Unter diesem Titel hatte Marie Winn das neben McLuhan und später Postman wohl folgenreichste Werk zum Thema Fernsehen auf den Meinungsmarkt gebracht (Winn 1979). Viel Nahrung für schlechtes Gewissen: TV sei ein "heimtückisches Betäubungsmittel", das seine Konsumenten in "tranceartigen Zustand" versetzt. Während das Lesen eine aktive, Geist und Phantasie stärkende Tätigkeit sei, führe die passive Aufnahme der Bilderflut zu Verblödung und Realitätsverlust.²⁰ Indirekt seien TV und Video auch für die erschreckende Welle der Gewalt verantwortlich. Als weitere Folgen nennt Winn das Aussterben des kindlichen Spiels und der verbalen Kommunikation, die Zerstörung der Familie und die Zunahme des Drogenkonsums.

Vor allem aber - und dies war innovativ - sei das Fernsehen selbst eine destruktiv wirkende Droge.²¹ Nicht anders als Heroin und Alkohol gestatte es

18 Nach Schulze 1993, S. 658 bekennen in Milieus mit höheren Bildungsgraden 40-50%, "häufig" fernzusehen, gegenüber 60-73% in Milieus mit unteren Bildungsgraden; nach Schorb 1993, S. 440, beträgt die Quote "extensiver" TV-Nutzer 48% bei niedrigem, 40% bei hohem Bildungsgrad.

19 46 bzw. 19% der Befragten mit hohem Bildungsgrad halten das Fernsehen für "glaubwürdig" bzw. "objektiv", gegenüber 72 und 44% mit niedrigem Bildungsgrad (Schorb ebd.).

20 Dies wird somatisch erklärt: Werde während der "Prägephase" des Spracherwerbs ferngesehen, so könne dies die Entwicklung der linken Hemnisphäre des Gehirns blockieren. Abstruse Biologismen und Strahlenängste zumal in einem Konkurrenzprodukt: Mander 1979.

21 Bereits in den 50er Jahren war vereinzelt von "Fernsehsucht" die Rede, doch in einem metaphorischen Sinne.

dem Drogenkonsumenten, "die wirkliche Welt auszulöschen und in einen angenehmen und passiven psychischen Zustand zu versinken" (Winn 1979, S. 40f.). Fernsehstüchtige können sich nicht vom Bildschirm losreißen, obwohl sie wissen, daß "fast jede andere Aktivität nach menschlichen Maßstäben fruchtbarer wäre".²² Es komme zu völliger Abhängigkeit, Kontrollverlust und Dosissteigerung. Und so lesen sich die Bekenntnisse der Erkrankten wie die Beichten geretteter Trinker (Winn 1979, S. 42ff.). Ein Ex-User:

"Wenn ich mit der U-Bahn von der Arbeit nach Hause fuhr, schlug ich in der Zeitung sofort die Programmseite auf [...]. Das Abendbrot fand im Wohnzimmer vor der Glotze statt, von der wir nicht einen Augenblick den Blick wandten. [...] Die ganze Zeit, während wir fernsahen, hatte ich eine fürchterliche Wut auf mich, weil ich meine Zeit damit vergeudete, mir diesen Mist anzusehen. [...] Jetzt schaue ich zurück und kann es kaum glauben, daß wir so leben konnten. [...] Ich hockte vor der Kiste und war unfähig, mich davon loszureißen. [Ich] habe heute richtig Angst vor dem Fernsehen. Ich glaube nicht, daß ich es unter Kontrolle halten könnte, wenn wir wieder einen Apparat im Hause hätten."

Ob die von Winn mitgeteilten Bekenntnisse authentisch sind, ist ohne Belang; entscheidend ist, daß sie nahtlos eingepaßt waren in das im 20. Jahrhundert durchgesetzte Drogenwissen, einschließlich der dazugehörigen Dramaturgie des Heilsgeschehens, wie sie vor allem durch die Alcoholics Anonymus kanonisiert wurde. Entsprechend hoch war der Wiedererkennungseffekt, entsprechend groß die öffentliche Resonanz. Kanzler Schmidt forderte alsbald einen fernsehfreien Tag pro Woche, was später vom Bundesgesundheitsministerium wiederholt wurde, während gleichzeitig das Bundespostministerium das Kabelfernsehen vorantrieb. Aber auch im Experten-Diskurs waren Winns Hypothesen durchaus folgenreich.

4. Fernseh-Sucht im Rahmen des Aufkommens der "neuen Süchte"

Anfang der 80er Jahre tauchten die "neuen", die "stoffungebundenen" Süchte in Fachpublikationen auf: Spiel-, Fernseh-, Arbeitssucht und verschiedene Varianten des "Zu-sehr-Liebens".²³ In Deutschland fanden 1984 die ersten Fachta-

22 Vgl. Bourdieu 1992, S. 766: Im ästhetischen Diskurs geht es um "das Monopol auf Menschlichkeit".

23 Auch altehrwürdige Eßstörungen wie die Magersucht wurden in diesem Kontext verstärkt thematisiert und dabei meist den "neuen Süchten" zugerechnet (z.B. Orford 1984; Gross 1990). Bereits 1983 hatte Maes die "Inflation der Suchtbegriffe" kritisiert, nämlich als Machination linker Sozialarbeiter und Journalisten. Sie haben ganze Arbeit geleistet: "Sucht" hat den "Trieb" als Passepartout verdrängt (Heim 1993).

gungen zum Thema "neue Süchte" statt, organisiert von der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle (KSA 1984) und der Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (DHS 1984 u. 1985). Während erstere besonders den Mangel an päpstlicher Autorität beklagte, wies letztere die Richtung, in der neue Therapiemärkte zu erschließen sind: Angesichts der enormen Zunahme der stoffun- gebundenen Süchte sei Sucht nun "kein Merkmal sozialer Brennpunkte mehr, sondern schon ein Flächenbrand" - die Politik aber scheue sich, das "heiße Eisen" anzufassen (DHS 1984, hier: S. 17). Inzwischen beziffert ein Experte die Zahl der Süchte mit "ca. 75" (Harten 1991, S. 297).

Kassandra als Dame ohne Unterleib: So konzidiert Harten, "fast 90 Prozent des gesamten Suchtkomplexes" seien noch unerforscht; gleichwohl wird für diese Süchte "ein absolutes Defizit an Behandlungsangeboten" festgestellt und gefordert, "Suchtzentren" [sic] einzurichten, für die, natürlich, je verschiedene Spezialisten einzustellen und auszubilden sind; in schöner Offenheit wird resümiert: "So wird der Nutzen sichtbar, den die Existenz des Begriffs Sucht ... uns bringt".²⁴ Was die TV-Sucht betrifft (z.B. Gross 1987), so ist es nicht leicht, aus den teils disparaten Beiträgen konsistente Thesen zu extrahieren. Ich versuche es trotzdem:

- "Fernsehsucht" ist definiert als pathologisch exzessives Fernsehen, das gekennzeichnet ist durch "Kontrollverlust" und "Dosissteigerungen". Die ganze Lebensführung wird auf den TV- bzw. Video-Konsum konzentriert.
- Unerheblich ist dabei, *was* gesehen wird, sondern *daß* gesehen wird (Harten 1981, S. 75); mit dem Wort McLuhans: das Medium ist die Botschaft.
- Da eine Grenze zwischen pathologischer und normaler Dosis schwer zu ziehen ist, wird alternativ vorgeschlagen, anstatt von "Fernsehsucht" von "suchtähnlicher Abhängigkeit" vom Fernsehen zu sprechen (Zeitter 1987, S. 60f.).
- Zu den Folgen der Fernsehsucht zählen vor allem ein Nachlassen der geistigen Aktivität und Wahrnehmungsstörungen: "Isolierung, Antriebslosigkeit, inadäquate Realitätswahrnehmung"; zumal bei Kindern kann die Bildung von Neurosen begünstigt werden. Hinzu treten somatische Symptome: Seh- und Schlafstörungen und Erkrankungen durch langes Sitzen in "verhockter Stellung", wie Haltungsschäden und Gewichtszunahme (Gaßmann 1988, S. 44; Brockhaus VI, S. 168).

24, und zwar nicht den Ärzten, sondern Psychologen und Sozialpädagogen (Harten 1991, S. 295ff., 9). Der Kampf um Klientel tobte erstens zwischen der "Helfer-Szene" und Medizinern, und zweitens innerhalb der "Helfer-Szene" zwischen Spezialisten der "neuen" und der "alten" Süchte.

Als weitere, zwar nicht notwendig mit dem Suchtparadigma verbundene, aber besonders sozialschädliche Folgen des TV-Konsums gelten Kriminalität und Gewalt, von denen angenommen wird, daß sie stark in Zunahme begriffen sind. Vor allem Horrorvideos, aber auch Kriminal-, Action- und Sexfilme, drohen der "psychischen Gesundheit großer Teile unseres Volkes irreparablen Schaden zuzufügen" (Rölke 1984, S. 580).²⁵

5. Außer Hypothesen nichts gewesen?

Die derzeitige Bilanz der Medikalisierung exzessiven Fernsehens ist uneinheitlich. Als wissenschaftlicher Ertrag zeichnet sich folgendes ab (wie Kap.4 sowie Williams 1986, Vester 1988):

- Konstituenten der klinischen Suchtdefinition, nämlich Kontrollverlust und Dosissteigerung, sind nicht nachgewiesen²⁶; Bekenntnisse von "Ex-Usern" sind zwar kultursoziologisch aufschlußreich, können aber kontrollierte Studien nicht ersetzen.
- Seine beste Stütze findet das Suchtmodell in Feldversuchen mit Probanden, die freiwillig aufs Fernsehen verzichteten. Sie klagten oft über "Entzugserscheinung" und kehrten anschließend wieder zum Fernseh-Konsum zurück. Dies beweist natürlich nicht, daß Fernsehen suchtbildend ist, sondern daß die Probanden ein Alltagsverständnis von Sucht haben, und daß sie gerne fernsehen und dies in ihren Tagsablauf integriert haben.
- Über die negativen Folgen extensiven Fernsehens - was zu trennen ist vom Suchtmodell - ist die Forschung völlig uneins: psychische Schäden oder Probleme sind, jedenfalls für Präadoleszente, nicht auszuschließen. Grenzwerte lassen sich allerdings nicht angeben, weil zu vermuten steht, daß sie fast gänzlich vom Umfeld abhängen; anders gesagt: extensives Fernsehen führt weniger zu Problemen, als daß es Ausdruck bestehender Probleme ist.²⁷ Umgekehrt dürfte gesichert sein, daß pädagogisch "wertvolle" Sendungen bestehende Probleme (hier: kognitive "Defizite") nicht ausgleichen. Zusammengenommen legt dies eine Überschätzung der Wir-

25 Als Wirkmechanismus gilt mal Abstumpfung, mal Nachahmung; der Widerspruch wird meines Wissens nicht thematisiert.

26 Vielmehr scheint hoher Konsum auch zu abrupter "Sättigung" zu führen, zumal bei Jugendlichen (die ohnehin weniger fernsehen als Erwachsene). Unberücksichtigt kann hier daher bleiben, daß jenes klinische Suchtmodell selbst für Alkohol und Heroin zunehmend verworfen wird.

27 Zudem ist die Extensität des Konsums wenig aussagekräftig, wenn nicht zugleich die Intensität bekannt ist; wahrscheinlich nimmt sie mit der Extensität ab.

kungen des Fernsehens auf die individuelle psychische und kognitive Entwicklung nahe.²⁸

Ergo hat die Forschung zur TV-Sucht wenig erbracht. Es gibt weder eine Klinik noch eine Epidemiologie. Aber aus der Not vermögen Suchtexperten, dies ist ja ihr Beruf, eine Tugend zu machen: mit schwungvoller Logik pariert Gaßmann jeden denkbaren Einwand (1988, S. 45): "Wer wagte sich schon ernsthaft an die Beschreibung einer Sucht, deren Resultat die Konstatierung umfassender Massensucht wäre?"

In den letzten Jahren ist es denn auch - trotz weiterhin hohem Sensibilitätsniveau gegenüber den "neuen Medien" - um diese Krankheit ruhiger geworden. Die Hoffnung, einen Therapiemarkt zu öffnen, hat sich nicht erfüllt, kein Kostenträger kommt für die Behandlung von Televisionismus auf, Expertenmacht will sich nicht einstellen. Von den "neuen Süchten" konnte sich einzig die Spielsucht etablieren.²⁹

Unabhängig vom mageren Ertrag im Experten-Diskurs hat die versuchte Medikalisierung des TV-Konsums im Alltagswissen dagegen deutliche Spuren hinterlassen. In den Jahren nach dem Erscheinen von Winns Streitschrift war die Fernsehnutzung sogar erstmals leicht rückläufig (Schorb 1993, S. 433). Zeitter (1987, S. 60) hat auf einen Regelkreis hingewiesen: in der Leistungsgesellschaft soll auch die Freizeit sinnvoll verbracht werden; vor dem Bildschirm sitzen wird daher zu 'vertrödelter Zeit'; der Fernsehkonsument bekommt Schuldgefühle; er wird darin durch Experten bestärkt; der Konsument glaubt, daß er krank ist; was wiederum die Experten bestärkt. In der Menagerie der Süchte der Suchtgesellschaft hat sich die "Droge TV" einen festen Platz erobert.

Difficile est satiram non scribere: Apokalyptische Reiter begleiteten auch die Ausbreitung der heute als "wertvoll" geltenden Medien.

-
- 28 Dies gilt auch für die - besonders strittigen - niedrigschwelligen sozialen Langfristfolgen, wie die Abnahme des Denk- und Sprachvermögens und die Zunahme der Gewalt. Die historische Betrachtung legt nahe, daß diese Befürchtungen weithin un begründet sind, werden sie doch seit dem 19. Jahrhundert ununterbrochen geäußert (s. u.), ohne meines Wissens je eingetreten zu sein.
- 29 1983, im Moment ihrer "Entdeckung", war die Prävalenz von 0 auf 500.000 hochgeschwellig (Maes 1983, S. 737); inzwischen liegt sie bei 100.000 (DHS 1995, S. 146) - diese, so sollte man meinen, doch erfreuliche Regression wird von der DHS indes mit keinem Wort gewürdigt.

6. Hirngespinnste

Seine "Begierde", erfundene Rittergeschichten zu lesen, trieb den Herrn Quijada in den Wahnsinn. Unfähig, Fiktion und Wirklichkeit zu unterscheiden, wurde er zu Don Quijote; erst auf dem Sterbebett wich die Torheit von ihm, und er verfluchte die verderblichen Romane.

Der alte Vorbehalt gegen das *Fiktionale* hatte mit der Durchsetzung des Buchdrucks neue, reiche Nahrung gefunden. "Wer Romane list, der list Lügen", hieß es bei Gotthart Heidegger 1698 (n. Schön 1993, S. 47). Die Vorstellung beliebig vermehrbarer - und mit vielen Freiheitsgraden versehener, ergo schwer kontrollierbarer - Welten schreckte, da diese ebenso wie die reale Welt Erfahrungen und damit Emotionen produzierten³⁰ - "Zunder der Affecten" (ebd.). Die Folge mußte Desorientierung sein, die wiederum Abkehr von der göttlichen Wahrheit, Sittenlosigkeit und Lebensuntüchtigkeit nachsichzog. Der Subtext des Kampfes gegen die Vervielfachung der Welt läßt sich als Kampf gegen das *Spiel* entziffern, genauer, als das Bemühen, legitimes und illegitimes Spiel zu unterscheiden - nämlich das heilige, das eine höhere Wahrheit besitzt - und darum nicht Spiel, sondern Liturgie heißt - und das profane, das keine Wahrheit besitzt, eben eine fiktionale Welt erschafft; ganz so, wie sich die Wahrheit der Heiligen Schrift von der Lüge profaner Schriften kategorial unterscheidet (mit dem Niedergang der theologischen Deutungsmacht wird die Wahrheit immer weiter in den Raum des Profanen vordringen, bis schließlich in der Aufklärung das Vorzeichen sich umkehrt: die Bibel ist Fiktion). Den Tiefengrund des Horrors vor dem Fiktionalen scheint mir aber nicht die Moral zu bilden, als vielmehr die nicht-relativistische Erkenntnistheorie, wenngleich Moral, Ästhetik, Politik und Wissen natürlich auch hier eine schwer dechiffrierbare Gemengelage bilden.

Ob Roman, Theater, Erzählkunst, Puppenspiel: der alters-, schicht-, geschlechts- und epochenspezifische Ausbau einer "inneren Selbstkontrollapparatur" (Elias 1978) läßt sich an der zunehmenden Entkörperlichung und Reflexivität der Rezeption des Fiktionalen, an der Herausbildung der "'Distanziertheit' und 'Teilnahmslosigkeit' des reinen Geschmacks" (Bourdieu 1992), modellhaft ablesen.³¹ Man muß heute schon eine Kindervorstellung besuchen,

30 Gehlen 1957 nannte dies - ganz empiristisch - Erfahrung bzw. Emotion "aus zweiter Hand".

31 Die Mechanismen sind freilich zu komplex, um über den Leisten der Selbstkontrolle geschlagen zu werden. Goutierbar wird fiktionales Erleben, indem der Rezipient - anders als Don Quijote - das Spiel jederzeit abbrechen, das Buch beiseite legen könnte, selbst wenn er dies einmal vergessen sollte (vgl. Luhmann 1996, S. 96ff.). Die gelungenen Rezeption vereint somit Gegensätzliches: Nähe und Distanz, Hingabe und Übersicht. Sie erschöpft sich weder im Mitleid noch in Teilnahmslosigkeit: Die moderne

um eine Ahnung davon zu bekommen, wie einst das Theater den Affekten Zunder zu geben vermochte: die Zuschauer waren *Mitspieler*. Tränen flossen in Strömen, und wer den Schurken mimte, mußte tätliche Angriffe fürchten. Cervantes mokierte sich über diesen Mangel an Distanz: Don Quijote greift in Meister Pedros Puppenspiel ein und zerstört die bösen maurischen Reiter. Der phantastische Aufwand des barocken Illusionstheaters erscheint in diesem Licht als der Versuch, eine wachsende Distanzierungsfähigkeit der ständischen Schichten technisch zu kompensieren; ein Wettlauf begann, der uns bislang ins Disneyland und in den Cyberspace trug.³² Das bloße Wort bleibt allemal die technisch eleganteste Lösung, da es die neuronalen Effekte mit dem geringsten physischen Mitteleinsatz erzielt.

7. Lesesucht

Dies war den Menschen einst viel bewußter als uns. Weniger am audiovisuellen Medium Theater³³ als vielmehr am Buch entzündete sich die erste große Mediendebatte. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts - der Don Quijote war gleich zweimal übersetzt worden - brach eine Kampagne gegen die "Lesewut" bzw. "Lesesucht" über Deutschland herein (v. König 1977). Wie in der Debatte um das Fernsehen war nicht ganz klar, ob die Benutzung des Mediums per se oder nur bestimmte Inhalte gefährlich sind, doch schob sich ersteres gegenüber der Romankritik in den Vordergrund. Campes Wörterbuch 1809: "Lesesucht

"Empathie" (im Unterschied zu älteren empathischen Kompetenzen) stellt ein gebrochenes Mitfühlen dar, eine Rekonstruktion von Nähe, denn sie setzt Abstand - interaktionistisch gesprochen: Rollendistanz - voraus, nämlich Selbst-Beobachtung und die Beobachtung des Spiels als Spiel. Diese Äquidistanz ist Resultat "phylo-" und "ontogenetischer" Evolution: Lerner (1971) hatte die Ausbreitung von Massenmedien und von (moderner) Empathie korreliert. In der Tat dürften "Rezeptionssituationen, die empathische Performanz [mittels fiktionaler Realität] fördern, auch einen Beitrag zum Aufbau empathischer Kompetenz [in der realen Realität] leisten" (hier zum Fernsehkonsum von Kindern: M. Kohli nach Schön 1993, S. 230; zur Buchrezeption ebd., S. 208ff., 292ff.). Die Leistungsfähigkeit des dann verfügbaren Rollensets ist als Indikator von Bürgerlichkeit lesbar, als Außenseite der "inneren Selbstkontrollapparatur".

- 32 Und der zugleich einen weisen Purismus erzeugte, der den physischen die dramaturgischen Mittel einseitig vorzog - bis diese ebenfalls als "kulinarisch" (Brechts Wort für vulgär) verworfen werden.
- 33 Natürlich wurden Bannflüche gegen das Theater geschleudert, doch war es nie ein Medium der Massen, was der Kritik Grenzen setzte. Das Kirmesspektakel hingegen wurde im 19. Jahrhundert in den Kampf gegen die "rohe" Popularkultur bzw. Schmutz und Schund (s. u.) einbezogen.

DER SPIEGEL

© 1997 G.

16.-18.

43. Jahrgang DM 4,50

8. Mai 1998



DROGE FERNSEHEN

Die süchtigen Kinder

Nach den Krawallen in Berlin
**SPIEGEL-Gespräch mit
Autonomen**

schen" Diätetiken und der Hausväterliteratur. Der neue Wille zur Normierung (hier nur klassisch: Foucault 1977) ist ja seither der Subtext der Moderne geblieben, der hinter immer neuen Debatten und Kampagnen durchscheint; zumal die Einhegung der "Triebe" und "Begierden" steht hierbei notwendig an zentraler Stelle.

Was die Lesesucht aber nicht war: eine Krankheit. Im Gegensatz zur gleichzeitig entstehenden, zunächst kaum beachteten "Trunksucht"³⁷ - mit somatischer Ätiologie und durch Kontrollverlust und Dosissteigerung definierter Klinik - genügte für unerwünschten Medienkonsum noch ein metaphorisch-polemischer Krankheitsbegriff³⁸; gleich der älteren "Büchersucht" (unmäßiges Sammeln von Büchern) oder der noch älteren "Trinksucht" (unmäßiges Trinken) war die Lesesucht ein Fehlverhalten: ein moralisches Laster, das pathologische Folgen zeitigt. Dies unterscheidet sie von der TV-Sucht, so frappierend manche Ähnlichkeit auch ist.

8. Schmutz und Schund: Trivalliteratur und Kino

Die soziale Ausbreitung des Lesens entwertete natürlich das hohe Prestige dieser Kunst. Folgerichtig wird die Literatur fortan in zwei dichotome Klassen eingeteilt: in legitime und illegitime. Mit der Kanonisierung der "Klassik" ist der generelle Vorbehalt gegenüber fiktionaler Profanliteratur endgültig vom Tisch; als Residualkategorie erscheint stattdessen die Trivalliteratur.

Der "Schundroman" - Paradebeispiel die Rinaldo-Rinaldini-Romane - wird im 19. Jahrhundert zum ersten modernen Massenmedium und tritt damit in Konkurrenz zur mündlichen Überlieferung.³⁹ (Müller 1985, S. 230ff.; Engelsing 1973, S. 180ff.) Vor allem wurde er zum Lesestoff der Dienstmädchen (die darüber ihre Pflichten vergaßen, glaubt man den Klagen ihrer "Herrschaft"). Die Schund-Problematik eskalierte im Kaiserreich. Um 1900 hatte die Alphabetisierungsrate fast den heutigen Stand erreicht. Die von Schnellschrei-

37 So zuerst C. v. Brühl-Cramer 1819 (s. Spode 1991); eine diskursive Verbindung zur Lesesucht fehlte völlig; erst ein Jahrhundert später wird sie vereinzelt zur echten Krankheit erklärt.

38 Alltagssprachlich wird "Sucht" bis heute - auch - so gebraucht; den Experten der "neuen Süchte" fehlt allerdings jeder Sinn für Metaphorik - eine Quelle unfreiwilliger Komik. Harten (1991, S. 201) insistiert zur Lesesucht-Debatte: "Übertriebene Warnungen vor den Gefahren der Sucht bedeuten nicht, daß gar keine vorhanden sind!" (ähnl. Schön 1993, S. 92).

39 Sie wandelte sich von der mnemotischen zur Vorlesekunst und zugleich zum bürgerlichen Kindermärchen, sorgsam gereinigt von offen sexuellen Szenen (weniger von gewalttätigen, die erst in den 1960er Jahren als ungeeignet für kindliche Ohren galten).

2.

der Erlebnisgesellschaft: zu "ernster Arbeit unlustig, wollen sie nur von Genuß zu Genuß taumeln" (A. Sellmann 1912 n. Schorb 1993, S. 425). Nach massiven Vorstößen bürgerlicher und sozialistischer "Kinoreformer", die "Nachahmung von Verbrechen", "Überreizung der Phantasie", "Störung des Nervensystems und des Wirklichkeitssinns" monierten, kam es zur (Vor)zensur und zum Verbot für Jugendliche unter 16 Jahren (reichseinheitliche Regelung 1920).

Parallel zum Aufkommen der Ängste und Kontrollen reifte im Bürgertum freilich auch die Erkenntnis, daß das Kino nicht zwangsläufig seine Werte bedrohte, sondern auch zu deren Verbreitung genutzt werden konnte - und daß es mehr Geld einbringt, wenn es sich sozial öffnet. Zu diesem Zweck mußte es von seinem proletarischen Hautgout befreit werden: So wurde nun auch "hohe" Literatur verfilmt, wie "Quo Vadis" und "Germinal"; die Kinos wurden zu pompösen "Lichtspieltheatern", die sich in Ausstattung und Architektur nach dem Vorbild Bühnentheater richteten. Wohl provozieren einzelne Filme seither immer wieder heftigste Kritik und Eingriffe der Zensur, das bewegte Bild aber war in den Kreis legitimer Kunstformen aufgenommen. Lediglich manch besonders intellektueller "Mandarin" verweigerte dem Kino hartnäckig die Anerkennung.

Das Fernsehen dann - das "Pantoffelkino" - war dem "Schmutz-und-Schund"-Vorwurf nicht mehr ausgesetzt, zumal das Sendemonopol in Ost und West für einen sauberen Bildschirm sorgte. Erst der Videorecorder und später die Privatkanäle hebelten die Kontrollmechanismen aus. Daher stand primär das Medium als solches in der Kritik, die dann zur TV-Sucht eskalierte. Und schon droht neues Ungemach: Kinder-Pornos im Internet, Computer-Sucht.⁴³

9. Der Raum des Legitimen

Thomas Hobbes bemerkt irgendwo, eine Demokratie sei nichts als die Aristokratie von Rednern; er vergaß hinzuzufügen, daß dieser Adel nicht erblich ist, sondern seine Herrschaft sich in immer neuen Kämpfen behaupten muß.

Zusammenfassend sei eine Mechanik der Ausweitung des Raums des Legitimen skizziert: Jede grundlegende technische Veränderung in der Produktion von Fiktionalität erzeugt - sobald ihre soziale Verbreitung beobachtet wird - Abwehrreaktionen bei den Besitzern des nun von Entwertung bedrohten kulturellen Kapitals. Den Kritikern erscheint ihre Kritik als altruistisch, sie meinen für andere zu sprechen, was ihnen zusätzliche Dignität verleiht. Ihre Kritik

43 "Elektronik-Junkies" brauchen den "Schuß" aus der Schnittstelle: Berliner Morgenpost vom 23.4.1995. Bereits 1983 meldet DER SPIEGEL aus Übersee: "Süchtig nach dem Elektronengehirn" (Maes 1983, S. 738).

kann dabei an Startschwierigkeiten bei der Rezeption des neuen Mediums anknüpfen, die dann zu einem Stereotyp verdichtet und zu einer Gefahr für den Fortbestand der Gesellschaft hypostasiert werden. Die Kernpunkte der Kritik erreichen fast topische Qualität und werden durch den konkreten Gegenstand der Kritik kaum berührt; hinzutreten ergänzende Argumente, die meist dem Kontext entnommen und entsprechend variabel oder gar kontradiktorisch sind.⁴⁴ Hierbei werden alle Register jener moralischen, ästhetischen und wissenschaftlichen Rhetorik gezogen, deren Beherrschung die Zugehörigkeit zum Bildungsbürgertum ausmacht. Anders gesagt: Die gescholtenen Konsumenten können sich nicht diskursiv gegen die Vorhaltungen zur Wehr setzen, sondern nur, indem sie sie - trotzig oder gleichgültig - ignorieren. Je hartnäckiger aber diese *non-compliance*, desto mehr Fürsprecher findet sie. Das Bildungsbürgertum - eine Schicht, deren Mitglieder stets ihre Individualität unter Beweis stellen müssen - verhält sich auch hier uneinheitlich und ambivalent: Eine wachsende Fraktion bekennt sich zur Faszination des Vulgären⁴⁵ und verfolgt die Strategie, die kategoriale Aufteilung von "Kunst" und "Schund" direkt in das Medium hineinzutragen.⁴⁶ In der Folge läßt sich feststellen, daß die Gefahren doch nicht so groß sind, wie angenommen, der Raum des Legitimen kann mehr und mehr ausgedehnt werden, bis er schließlich fast das ganze Medium - zumindest zum Zwecke der Zerstreung - umfaßt.

Dagegen bleibt auch die TV-Sucht machtlos. Immerhin stellt die Medikalisierung eine neue Qualität der Medienkritik dar, die durchaus noch ihre Wirkungsmacht entfalten kann. Allerdings dürfte der Medienkritik derzeit der wichtigste Pfeiler wegbrechen: Das Fiktionsverdikt läßt sich nicht mehr begründen. Gehlens griffige Formel von der "Erfahrung aus zweiter Hand" trägt nicht mehr, setzt sie doch die Möglichkeit einer "Erfahrung aus erster Hand" voraus. Ist Fiktionalität als konstitutiver Bestandteil der Welt erst einmal anerkannt, schrumpft die fundamentalistische Medienkritik zum schlichten - und nötigen - Streit um Inhalt, Form und Umgangsweisen.

44 So wurde dem Kino zunächst vorgehalten, es erhitze die Phantasie, dann, es zerstöre sie. Auch das Argument, Fernsehen sei eine Droge, ist in diesem Zusammenhang als ergänzend einzustufen; vom Standpunkt der nun erstmals mit Medienkritik befaßten Suchtexperten ist die TV-Sucht übrigens auch kein zentrales Feld.

45 Heimlich las die "gnädige Frau" die Rinaldo-Rinaldini-Romane ihres Mädchens; von den Männern aber wurde Karl May einfach zum Dichter erhoben, um ungestört schmökern zu können.

46 So wurde der Groschenroman zum "guten" Jugendbuch veredelt, der "Kintopp" zum "Lichtspieltheater" und später, in den 60er Jahren, als es kein Halten mehr gab, zum "Filmkunst kino"; dann mutierten auch die gefährlichen "Bilderheftchen" zur "Comic-Art", und das Fernsehen erhielt das Dritte Programm.

2/

- Kinter, J. 1992: "Durch die Nacht zum Licht" - Vom Guckkasten zum Filmpalast. In: Kift, D. (Hrsg.): Kirmes, Kneipe, Kino. Arbeiterkultur im Ruhrgebiet zwischen Kommerz und Kontrolle (1850-1914). Paderborn, S. 119-146
- König, D. v. 1977: Lesesucht und Lesewut. In: Göpfert, H. G. (Hrsg.): Buch und Leser. Hamburg. S. 89-124.
- KSA (Hrsg.) 1984: Sogenannte neue Süchte. Phänomene, Fragen, Erkenntnisse. Hamm
- KSA (Hrsg.) 1987: "Neue Süchte" in der Diskussion. Themen, Trends, Tabus. Hamm
- Lerner, D. 1971: Modernisierung des Lebensstils: Eine Theorie. In: Zapf, W. (Hrsg.): Theorien des sozialen Wandels. Köln, Berlin. S. 362-381
- Luhmann, N. 1996: Die Realität der Massenmedien. Opladen
- Maes, J. 1983: Der Suchtbegriff zwischen Kommerz und Ideologie. In: Berliner Ärztekammer, Jg. 20 (1983), S. 733-740
- Mander, J. 1979: Schafft das Fernsehen ab. Reinbek
- Müller, H. 1985: Dienstbare Geister. Leben und Arbeitswelt städtischer Dienstboten. Berlin
- Orford, J. 1984: Excessive Appetites: A Psychological View of Addictions. Chichester u.a.
- Rölke, H. W. 1984: Kino- und Videohorror kontra Menschenwürde. Eine Analyse aus der Sicht des Arztes. In: Ärztezeitschrift 10 (1984), S. 580-585
- Saldern, A.v. 1993: Massenfreizeitkultur im Visier. Ein Beitrag zu den Deutungs- und Einwirkungsversuchen während der Weimarer Republik. In: Archiv für Sozialgeschichte Jg. 33 1993, S. 21-58.
- Schildt, A. 1995: Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und "Zeitgeist" in der Bundesrepublik der 50er Jahre. Hamburg
- Schön, E. 1993: Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Stuttgart
- Schorb, B. 1993: Freizeit, Fernsehen und neue Medien 1960-1990. In: Archiv für Sozialgeschichte Jg. 33 (1993), S. 425-458.
- Schulze, G. 1993: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/M., New York
- Siegrist, H. 1994: Ende der Bürgerlichkeit? Die Kategorien "Bürgertum" und "Bürgerlichkeit" in der westdeutschen Gesellschaft und Geschichtswissenschaft der Nachkriegsperiode. In: Geschichte und Gesellschaft Jg. 20 (1994), S. 549-583
- Spode, H. 1991: Krankheit des Willens. Die Konstruktion der Trunksucht im medizinischen Diskurs des 19. Jahrhunderts. In: Sociologia Internationalis. Jg. 29 (1991), S. 207-234
- Steinert, H. 1992: Die Entdeckung der Kulturindustrie oder Warum Professor Adorno Jazz-Musik nicht ausstehen konnte. Wien
- Vester, H.-G. 1988: Zeitalter der Freizeit. Eine soziologische Bestandsaufnahme. Darmstadt
- Williams, T. M. (Hrsg.) 1986: The Impact of Television. A Natural Experiment in Three Communities. Orlando u.a.
- Winn, M. 1979: Die Droge im Wohnzimmer. Reinbek
- Zeitter, E. 1987: "Fernsehsucht" - gibt es die. In: KSA 1987, S. 53-63.

E. Barlösius, E. Kürsat-Ahlers, H.-P. Waldhoff (Hg.)

Distanzierte Verstrickungen

Die ambivalente Bindung soziologisch Forschender
an ihren Gegenstand

